

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 38 (1934-1935)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Matinee  
**Autor:** Mai, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-669786>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Matinee.

Von Walter Mai.

Es war ein wundervoller Frühlingmorgen, frisch und warm zugleich. An dem schön gedeckten und mit Blumen geschmückten Frühstückstisch auf der Gartenterrasse saß die neunzehnjährige Sibyl Kienast, schob jetzt die Schale mit der ausgelöffelten Grapefruit auf die Seite, um nach dieser amerikanischen Einleitung ihr Morgenessen auf gut schweizerische Art mit Brot, Butter und Honig fortzusetzen. Ihr Blick schweifte mißbilligend zum Vater hinüber, der die Morgenzeitung vor sich hatte, aber merkwürdig zerstreut hineinschaute, so daß es zweifelhaft war, ob er überhaupt las. Schließlich wurde Sibyl ungeduldig und schreckte ihn mit einem „Aber Papa, nun is doch endlich mal etwas!“ aus seiner Grübelelei auf.

Louis Kienast kehrte mit seinen Gedanken in die unmittelbare Gegenwart zurück, legte das Blatt auf die Seite und griff nach seiner Serviette. Er blickte auf das Mädchen, als sei er verwundert, daß dieses reizvolle, frische Geschöpf seine Tochter sei. Dann kam ein Anflug von Schelmerei in seine etwas abgespannten Gesichtszüge, was für Sibyl ein Zeichen war, daß er nun nach seiner Gewohnheit versuchen würde, sie mit irgendeiner Anzüglichkeit aufzuziehen.

„Was ist denn? Warum preßiert's denn so? Ist schon in aller Morgenfrühe wieder ein Verehrer um den Weg? Mit dem Tennisschläger unterm Arm? Laß ihn nur warten! Ihr verderbt die jungen Männer, wenn ihr Mädchen euch so interessiert zeigt. Ist so schon nicht viel mit ihnen los. Mehr auf dem Sportplatz als im Geschäft. Na, mit deinem lieben Bruder werde ich demnächst mal ein ernsthaftes Wörtchen reden. Und vielleicht auch mit seinem Verführer, wenn ich ihn erwische, deinem vielseitig verehrten Bertl.“

Da ihr das alles nicht neu war, blieb das obligate Erröten aus. Gleich darauf hörte man im Hause Schritte, die Tür öffnete sich und der Bruder des Hausherrn erschien auf der Terrasse. „Onkel Fredy“, wie Sibyl ihn, der zugleich ihr Pate war, nannte, ein trotz seinen fünfundvierzig Jahren noch völlig jugendlich aussehender Mann, mit elastischen Schritten und Bewegungen, gleich in vielem seinem ältern Bruder. Beide hatten eine humorvolle Art, die aber bei Friedrich Kienast gelegentlich sarkastisch wurde und manchmal in Schelmenstreiche aus-

artete, die nicht alle glimpflich abliefen. Vielleicht hing der Umstand, daß er immer noch unverheiratet war, damit zusammen. Heute zeigte sein Antlitz nur den gewohnten ruhigen Ernst.

„Laßt Euch nicht stören. Nein, danke, ich habe schon zu Morgen gegessen. Wenn du fertig bist, Louis, möchte ich schnell etwas Geschäftliches mit dir bereden, ehe du ins Büro fährst. Ich muß mittags verreisen.“

Nach einer knappen Viertelstunde, in der nur wenig gesprochen wurde — Louis schien wieder zerstreut und auch sein Bruder war heute merkwürdig wortkarg —, erhoben sich beide, um sich ins Herrenzimmer zu begeben. Friedrich, dem Vorangehenden nachschauend, hielt an der Tür inne und wendete sich zu Sibyl zurück.

„Du, höre! Ein Geheimnis gegen das andere: es wird von deiner bevorstehenden Verlobung mit Bert Müller gefabelt. Hat er schon um dich angehalten?“

„Nein.“

„Nun, dann will ich dir verraten, daß sich der Anwalt seines Vaters durch Informationsbüros und bei Bekannten über eure Vermögensverhältnisse erkundigt. Du siehst also, so ausschließlich auf Idealismus eingestellt ist auch dein Bertl nicht. Ich habe seinem ganz unbürgerlich hohen Schwunge immer etwas mißtraut, obwohl der Bursche mir aus deinem Tiergarten noch der Sympathischste ist. Aber schließlich: Geld ist Geld, und so ganz ohne würde er sogar dich nicht nehmen.“

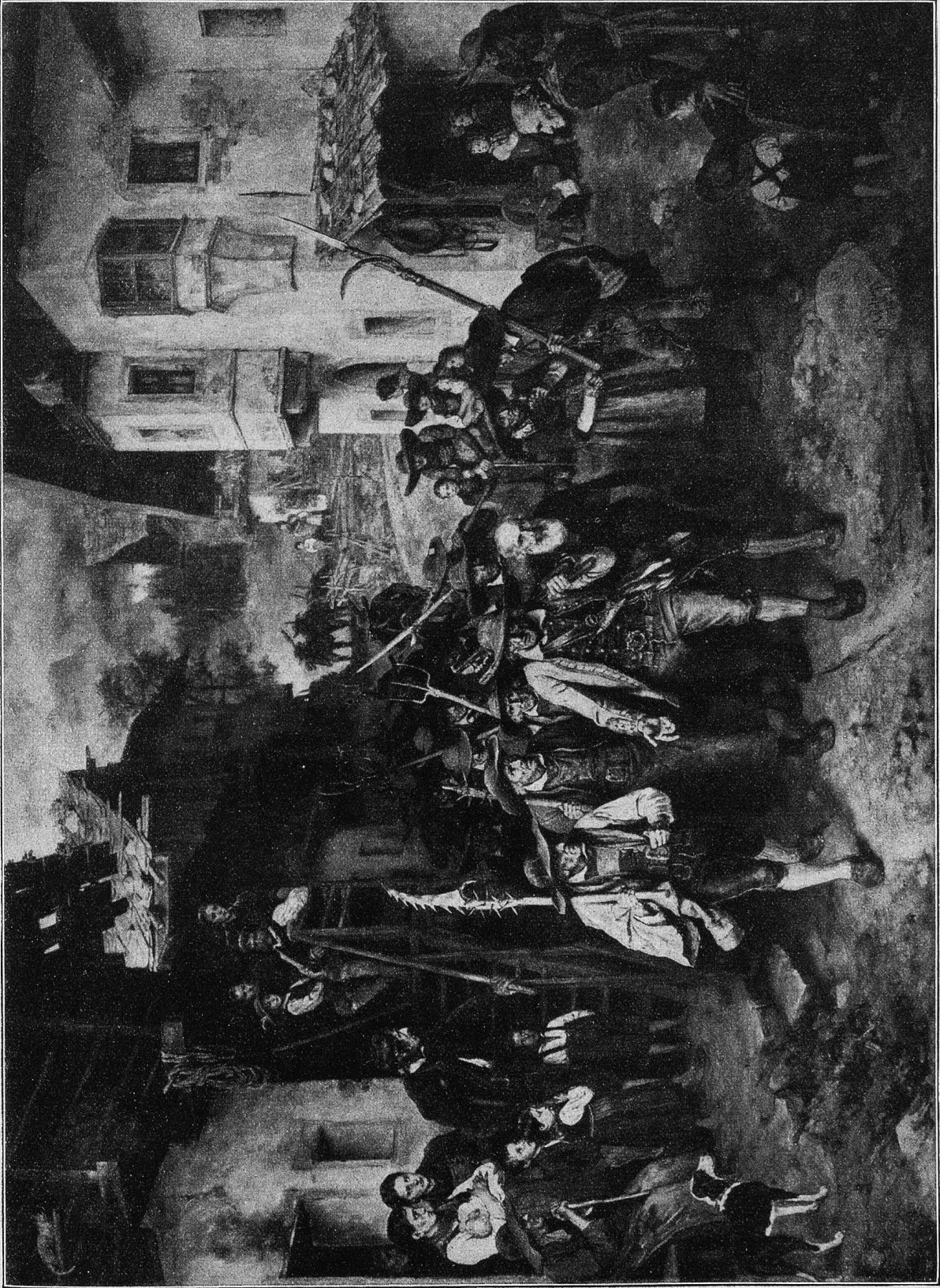
„Doch würde er. Du verkennst ihn, Onkel. Bert ist so ganz anders. Mit dem Maßstab des Alltäglichen wirfst du ihm nicht gerecht.“

„Ich möchte ihn nicht auf die Probe stellen...“

„Das wünsche ich auch nicht. Ich traue ihm so.“ Über die Büge des Mannes glitt ein satirisches Lächeln.

„Und doch — so eine kleine Prüfung wäre nicht ohne. Ich muß das mal überlegen.“

„Ach, Onkel, sei nicht gehässig. Du weißt, ich bin nicht für Experimente. Wenn man einer Sache so wenig sicher ist, daß man erst experimentieren muß, dann soll man schon lieber ganz die Finger davon lassen. Doch du bist ja nicht zu beeinflussen. Tu was du willst. Aber wenn die Geschichte schief ausgeht, dann erinnere dich, daß ich nicht mit im Spiel sein wollte.“



Stranz u. Defregger: Das letzte Aufgebot.

„Abgemacht.“ Er winkte ihr abschiednehmend und verschwand.

\* \* \*

Rasche Schritte auf der vom Garten heraufführenden Stiege, immer zwei Stufen auf einmal — Bert Müller stand vor ihr und streckte Sibyl beide Hände entgegen.

„Grüß dich Gott, Sibyl. Was mußte ich hören? Was zettelt ihr da? In was für einem Spiel willst du nicht sein? Gestehe, du Heimtückische!“

„Ach, Onkel Fredy hatte wieder einen seiner absonderlichen Einfälle. Aber was machst du hier? Du solltest doch drüben auf dem Tennisplatz sein.“

„Wo ich eine gewisse junge Dame verabredungsgemäß bereits vor zwanzig Minuten hätte antreffen müssen. Wenn Mohammed nicht zum Berge kommt, so kommt der Berg zu Mohammed. Übrigens, dein Onkel Fredy“, Bert wurde ernst, „das ist, von mir abgesehen, wohl dein aufrichtigster und hartnäckigster Verehrer. Doch, doch! Ich habe oft eine Rivalität, fast eine stille Feindschaft gegen mich gespürt, obwohl wir uns sonst ganz gut leiden mögen.“

„La la la, red' keinen Unsinn! Und jetzt — gehn wir hinüber?“

Der junge Mann antwortete nicht sogleich. Er zeigte eine Verlegenheit, die, eine seltene Erscheinung bei ihm, ihn nur um so besser kleidete.

„Ich weiß nicht. Am liebsten wäre mir, du kämest jetzt mit mir in den Garten und zeigtest mir deine neuen Beete, dort hinter den Himbeersträuchern. Ich möchte dich nämlich Verschiedenes fragen. Mein Alter beschäftigt sich neuestens ganz außerordentlich mit deiner Person. Alle Augenblicke hat er etwas über Euch zu erkunden. Jrgendeine Familienaktion scheint sich anzuspinnen, und da ich nicht gern der Geschobene bin, so ... so ...“

„So komm schon.“ Bemüht, über eine eigene Verlegenheit hinwegzukommen, eilte sie leichtfüßig voran, hinunter in den Garten.

Es wäre müßig, eingehend berichten zu wollen, was alles in der nächsten Stunde von den beiden besprochen wurde, wie schnell die Zeit verging und wie bald sie über das Wesentliche einig waren. Sie vergaßen zeitweilig die Umwelt völlig und versanken mit ihren Seelen in der Innenwelt, die ihnen aus den Augen des andern entgegenleuchtete. Sie waren Gespielen seit frühesten Jugend, sie rechneten seit Jahren

damit, daß sie einst einander heiraten würden. Und doch begann, wie bei allen reinen und zarten Menschen, ihre entscheidende Aussprache über längst Gewußtes und Gewolltes mit so viel Scheu und Zaghaftigkeit, als hätten sie sich erst gestern kennengelernt. Ihre Hände zuckten bei der Berührung wie unter einer elektrischen Entladung, ihre Wangen glühten und ihre Lippen, noch ohne Gier, berührten sich im Kusse in hingebendem Selbstvergeffen mit der Andacht von Heiligenverehrern. Erstaunlich und beruhigend, daß in den Sintfluten einer veräußerlichten Zeit, in der Mode und Sport, Kino und Literatur die intimsten Dinge exhibieren, auf den von diesen schlammigen Fluten nicht überschwemmten Lebensinseln immer auch noch das Feinfühlige, das Keusche und Sittsame weiter zu existieren vermag.

„Noch vor dem Mittagessen“, mit diesem Ausruf war der innen und außen glühende Süngling schließlich hinweggeeilte, um sein Tenniskostüm mit einem würdigern Anzug zu vertauschen und nach kurzer Abwesenheit wieder im Kienastischen Hause zu erscheinen, diesmal von der Straße her, durch den Haupteingang. Sibyls Vater pflegte zumeist schon gleich nach elf Uhr aus dem Büro zurückzukehren und dann daheim noch bis zum Mittagessen zu arbeiten.

Bert Müller war daher etwas enttäuscht, als das Dienstmädchen ihm mitteilte, daß Herr Louis Kienast heute nicht vor Zwölf erwartet werde, und daß auch Herr Friedrich, der am Morgen mit ihm weggegangen und soeben wieder gekommen sei, schon auf ihn warte. Unschlüssig betrat er das große nach der Straße gelegene Wohnzimmer, in dem die Gäste der Familie gewöhnlich empfangen wurden, einen hohen, lichten Raum, in etwas altmodischem, italienischem Stile mit wenig Möbeln und zahlreichen Sitzgelegenheiten ausgestattet. In dem geräumigen Erker stand ein schwerer Florentiner Tisch mit dunkelroter Marmorplatte. An ihm saß Herr Friedrich Kienast, den linken Arm auf den Tisch gestützt, mit der Hand das Kinn umspannend. Beim Eintritt des jungen Mannes blickte er auf. Das Licht fiel auf seine weniger angenehme rechte Gesichtshälfte und gab seinem Aussehen etwas Boshaftes. Vor ihm lagen Briefe und Dokumente. Abseits stand eine niedrige, breite, dunkelgrüne Vase, aus der ein Farbenfleck von kleinen, gelben, fremdartigen Blumen hervorquoll.

„Welcher unselige Wind führt denn Sie gerade an diesem vertrackten Vormittag in dieses Unglückshaus!“ Mit diesen Worten wurde Bert empfangen. Positiv geladen, wie er war, wollte er sich die Stimmung nicht verderben lassen. Er ignorierte daher den unfreundlichen Ton und fragte zurück:

„Wieso Unglückshaus? Was ist denn passiert?“

„Na, so allerhand. Aber was wollen Sie, wenn ich fragen darf? Mein Bruder kommt heute erst später heim.“

„Das sagte mir die Mary soeben. Aber weil Sie mich fragen, will ich Ihnen verraten, daß ich mit Sibyl einig geworden bin und als Werber hier erscheine.“

„So. Ist das nicht ein bißchen voreilig? Hat Ihr Vater denn schon seinen Segen dazu gegeben?“

Die Stimme klang jetzt so hohnvoll, daß Bert einen aufsteigenden Unmut nicht ganz unterdrücken konnte.

„Ihn werde ich nachher darum bitten. Er wird einverstanden sein. Warum sollte er nicht?“

„Nun, es könnte da so verschiedene Gründe geben. Was zum Beispiel wird er sagen, wenn er erfährt, was sich jetzt kaum noch verschweigen läßt, daß mein Bruder bei dem letzten Genfer Bankkrach den größten Teil seines Vermögens verloren hat? Wir haben vor einer Stunde unsere Zwischenbilanz geprüft.“

Der junge Mann antwortete nicht sogleich. Das Gehörte berührte ihn kaum. Er mußte sich erst darauf besinnen, was es denn zu bedeuten habe. Doch er sah, daß der Spott in den Zügen seines Gegenübers sich noch verstärkte, und erötete vor Ärger.

„Ich glaube, daß Sie mein Schweigen falsch auffassen. Mir ist, ob Sie das nun glauben oder nicht, die materielle Position meines zukünftigen Schwiegervaters bisher so gleichgültig gewesen, daß ich mich nicht weiter darum gekümmert habe. Auch mein Vater ist nicht der kalte Rechner, für den Sie ihn zu halten scheinen. Er hat die Sibyl gern, vielleicht deshalb noch besonders, weil er sich immer eine Tochter gewünscht hatte, die er nun erst als alter Herr auf diesem Umwege bekommt.“

„Und wenn Sie sich hinsichtlich Ihres Vaters täuschen? Wenn er diese Verbindung mit andern Augen ansieht, als Sie meinen?“

„Nun, das würde, so leid es mir täte, an dem Verlauf der Dinge wenig ändern. Zu Papas Lebzeiten werde ich ohnedies nicht viel von ihm erhalten. Schließlich habe ich ja auch so mein Auskommen. Ich habe von Mama mein eigenes Vermögen und bin am Geschäft beteiligt.“

Friedrich Kienast wendete die Augen vom Lichte ab, um nicht in ihnen lesen zu lassen. Dann sagte er leise, mit scharfer Stimme, fast zischend:

„Und wenn nun weiter herauskommt, daß Ihr Schwiegervater in spe als Mitglied des Verwaltungsrates um jene ominösen Bankmanipulationen gewußt und sich an ihnen bereichert hat? Wenn man ihn vor den Strafrichter zieht? Wenn er dann als der Schuft, der Betrüger dasteht, der das Vertrauen der kleinen Sparerer schmählich hintergangen und ausgebeutet hat? Was sagen Sie dann?“

Bert war erblaßt. Er hatte mit steigender Empörung zugehört, unfähig, dem Sprechenden ins Wort zu fallen. Jetzt schoß aus ihm die Wut heraus. Den Stuhl hinter sich so heftig zurückstoßend, daß er polternd umfiel, schrie er:

„Ich sage, daß ich Ihnen das alles nicht glaube. Ich sage, daß selbst, wenn es so wäre, es mein Verhalten zu Sibyl nicht berühren würde. Und ich sage, daß Sie, so oder so, der letzte wären, der den von mir stets verehrten alten Herrn in dieser Weise beschimpfen dürfte. Sie sind ein giftiger Neider, ein Schandmaul. Fehlt nur noch, daß Sie auch Ihre Nichte in den Schmutz zu ziehen versuchten.“

„Sie sind auf dem richtigen Wege. Auch da wäre noch etwas zu sagen. Sibyl hat a...“

Niemals ist bekanntgeworden, was hier gemeint war, was Sibyl „hatte“. Ehe Friedrich das nächste Wort aussprechen konnte, war ihm, von Berts schnell zugreifender Hand geschleudert, die Vase mit den gelben Blumen ins Gesicht geflogen und zersprungen. Ein schlüpfriger Stengel im Mund veranlaßte ihn auszuspucken. Von der Nasenwurzel bis zum Kinn troff das Wasser auf Krawatte und Kleider hinunter. Eine Scherbe hatte den boshaftesten Winkel des Mundes erwischt und eine rote Spur hinterlassen.

Bert stand stumm und totenbleich. Doch wich jetzt seine Starre dem unbehaglichen Gefühl, möglicherweise die ganze Situation mißverstanden zu haben. Denn das Verhalten Friedrich Kienasts war nicht mehr ohne weiteres zu be-

greifen. Während er ruhig und vorsichtig mit einem Taschentuch das Gesicht abtupfte, schien ein Lächeln seine mißhandelten Züge zu verschönen, nicht wie zumeist spöttisch und verletzend, sondern höchst zufrieden und humorvoll.

„Bert, ich revoziere und bitte demütig um Entschuldigung. Lassen Sie Inhalt und Worte unserer . . . Unterhaltung unter uns bleiben. Kein Wort von dem, was ich sagte, ist wahr. Gewiß hat auch mein Bruder kürzlich einige Verluste erlitten. Das aber ist alles. Das übrige war nichts als eine Prüfung für Sie, die ich mir nicht verkneifen konnte.“

„Sie beschämen mich, Herr Dienast. Ich glaube, ich war ein wenig zu rasch, und bitte meinerseits um Entschuldigung. Aber ich hoffe, Sie werden begreifen . . .“

„Ich begreife durchaus. Sie haben recht getan. Ich muß das zugeben, obwohl es auf meine Kosten ging. Und wenn auch (mit fröhlichem Spotte, einem kleinen Rückfall in den frühern Skeptizismus) Ihr Verhalten eigentlich nichts beweist, so ist es doch an einem Manne hervorragend sympathisch.“

Die Thür zum Gang ging auf. In ihrem Rahmen stand, von dem Gepolter herbeigezogen, Sibyl. Sie schien sprachlos. Ihre Augen wanderten vom einen zum andern. Dann verzerrte sich ihr Gesicht, als sei sie krampfhaft bemüht, ein Lachen zu unterdrücken.

„Mir scheint, Onkel, du hast Bert schon auf die Probe gestellt und dich von ihm (mit einem Glucksen in der Stimme) überzeugen lassen.

Nun, die Wase ist zertrümmert, die werdet ihr mir ersetzen.“

In diesem Augenblick näherte sich auf der Straße, durch die großen Fenster deutlich erkennbar, ein Wagen und hielt vor dem Hause.

„Da kommt Papa doch schon. Bitte, ihr Herren, verschwindet und bringt Euch in Ordnung. Daß ihr zum Essen bleibt, ist selbstverständlich. Ihr werdet schon wissen, warum.“

\* \* \*

Als später Sibyl in das Eßzimmer ging und dort schon ihren Onkel allein antraf, reichte sie ihm beide Hände und sah ihm liebevoll in die Augen.

„Onkel . . .“

„Was hat Bert dir erzählt?“

„Nichts. Es hat keiner was gefragt und keiner was gesagt. Ist auch nicht nötig. Wir Frauen — man bedenke, sie war neunzehn — wissen ohnedies viel mehr, als ihr Männer meint und uns zutraut. Und ich weiß auch, daß du nur meinerwegen einen kleinen Krach inszeniert hast, nur aus . . . Freundschaft für mich. Ich danke dir von Herzen, Onkel.“

Damit löste sie ihre Hände aus den seinen, schlang sie um seinen Hals und küßte ihn, warm und liebevoll. Und es machte ihr nichts, daß jetzt Bert ins Zimmer kam und herzutrat. Der verstand sie und erfaßte die Resignation im Herzen des andern Mannes. In ihren Augen aber standen Tränen.

### An Wolfgang von Goethe.

Wenn der Schnee von jenen Höhen  
Niederschmilzt ins stille Tal,  
Laß mich dich noch einmal sehen,  
Küsse mich zum letzten Mal!  
Wenn der Blütenstaub der Weiden  
Dich umfliegt mit zartem Duft,  
Werd ich mit dem Winter scheiden,  
Weil der Frühlingshauch mich ruft!

Lieg als Ranke dir zu Füßen,  
Blick als Blume dir ins Herz,  
Grüße dich in tausend süßen  
Lenzgebilden: ohne Schmerz.

Denn mich locken die Verwandten,  
Mich, der Elemente Kind;  
Was gestaltend sie hier bannten,  
Lösen leise sie und lind.

Dann umschmeichl' ich dich als Welle,  
Spiel als Zephyr dir im Haar,  
Flattere vor dir als Libelle,  
Jung mit jedem jungen Jahr.